

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 6.

Posen, den 1. Juli 1927.

Nr. 6.

Copyright by Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Der verlorene Kranz

Roman von Toni Rothmund.

5. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Es ist spät, als sie droben ankommen. Margrit schlüpft in ihr Kämmerlein, flücht ihre Zöpfe auf und tut den Feststaat ab. Das Schlehbornzweiglein, das verwelkte, an ihrer Brust, preßt sie in ihr Gesangbuch. Und dann legt sie sich still und getröstet nieder und schläft ein.

Jostas Firnhalter wacht noch lange. Und sein letzter Gedanke ist: „O du farbige Fensterlein, bleib nur so klar wie ein schöngeschliffenes Glas, trink dich voll Licht und wirf deinen Schein ins Dunkel. Das ist wahrlich auch dem Ewigen gedient!“

3.

Nachdem Margrit aus der Dorfschule entlassen war, kam sie zur Glaserfine, um die Kunst des Nähens zu erlernen. Die Glaserfine war eine dicke alte Jungfer, die von Neuigkeiten lebte, wie die Kreuzspinne von Fliegen. Die Gotte versorgte sie mit diesen Nahrungsmitteln der Seele und wurde zum Dank dafür mit einem Trunk aus der Glaserfine ewigem Kaffeetopf gelabt, der im Sommer unter einem dicken alten Kaffeewärmer stand, den sie aus einem wollenen Unterrod kunstvoll verfertigt hatte, im Winter aber den ganzen Tag in der Ofenröhre hinföchelte und ein eigentümliches Klima schuf, an das Margrit sich erst gewöhnen mußte. Das freilich gelang ihr bald. Schwerer wurde es ihr, sich an das geistige Klima dieser beiden Freundinnen zu gewöhnen. Bei deren Gesprächen war es ihr, als säße sie unter dem Kaffeewärmer, und es wurde ihr immer dumpfer zumut.

Dann aber kamen die Stunden mit Jostas Firnhalter, im Sommer in seinem Garten oder auf weiten Wanderungen — im Winter in seinem Stübchen „ob der Welt“. Da war immer Höhenluft. Mit ruhigen Händen rüktete dieser Mann alle Dinge ins rechte Licht und legte ihnen das richtige Maß an.

Als Margrit sechzehn Jahre alt war, gab es im Schwanderhof ein Familienfest. Ihre Schwester Judith wollte Hochzeit machen mit dem Thomas Zwiggart. Die vom Wald wurden auch geladen, und es war eine große Aufregung, als die Einladung kam. Es war schwer zu sagen, wer sich mehr aufregte, Margrit oder die Gotte. Diese schob sofort in ihr Zimmer und stürzte in ihren Kleiderkasten, in heller Verzweiflung darüber, daß sie nichts anzuziehen habe. Mühsam ließ sie sich von Margrit überzeugen, daß man aus den vorhandenen Sachen gewiß ein Festkleid zusammenbringen könne. In Margrit tauchten allerlei verworrene und erregende Bilder auf, eine freudige Angst, die ihr fast den Atem raubte. Inzwischen war die Gotte in des Bruders Schlafzimmer gerannt und hatte seine sämtlichen Kleider aus dem Schrank gerissen. Dabei hatte sie eine Schabe entdeckt, war verzweifelt in den Hof gerast, hatte ein Seil aufgespannt und hingte nun Stück für Stück seiner Anzüge darüber und begann sie mit der Klootweiliche zu bear-

beiten. Margrit half ihr nicht dabei. Sie stand am Fenster und träumte mit wachen Augen ins Weite. Man mußte schon ein paar Tage im „Lezten Heller“ bleiben, denn es gab viele Arbeit bei so einer Hochzeit. Und Tanz gab's und viele Menschen, und Ausflüge viel-leicht. — —

Da schreckte ein rascher Schritt hinter ihr sie aus dem Sinnen. Jostas Firnhalter kam herein, erstaunt über die Wiederbelebung seiner Kleidungsstücke und den ganzen Lebttag im Hause. Er trat neben sie ans Fenster und schaute hinunter. „Mein Gott, was macht denn meine Schwester, Margrit?“

„Sie klopft die Motten aus Euren Kleidern,“ antwortete Margrit.

„Die Motten? Ach so! Ja, es ist schon möglich, daß sie vermottet sind.“

Da fiel es Margrit ein, daß er immer so unscheinbar daher komme, wo er doch gute Kleider besaß, und sie fragte: „Warum tragt Ihr die Sachen nit lieber, als daß sie im Kasten hängen und verstauben?“

Er lächelte veronnen. „Sind's denn überhaupt Kleider? Gespenster sind es aus einer toten Zeit. In dem schwarzen Fräcklein dort, das so lustig mit den Flügeln im Winde schlägt, hab' ich mein Abiturium gemacht und bin dann mit tausend Masten ins Leben hinausgesehelt. Jenen hellgrauen Anzug hab' ich getragen, als ich Student in Freiburg und München war. Der war damals große Mode, und sowas hab' ich auch einmal mitgemacht. Ist eine reiche und bunte Zeit gewesen trotz allem. Ich möcht' sie nicht missen. Schau, jetzt klopft sie den Bratenrod, der hat's nötig, darin sitzen gewiß die allermeisten Motten.“

„Nicht einmal!“ sagte Margrit beklommen. Er hatte noch nte von seinem früheren Leben zu ihr gesprochen.

„Nicht? Nun, dann hat das Leben sie schon herausgebeutelt. Uebrigens bin ich in dem gleichen Rod auch durchs Examen gesauft, da hat er weidlich Buße tun müssen. Und dann bin ich Dorfschulmeisterlein geworden, hab' meine Schwester heraufgeholt und leb' nun meinen Pflanzen, hier ob der Welt, soweit mir der Dienst Zeit dazu läßt. Meine Schwester kann's heut noch nicht verwinden, daß ich's nicht weiter gebracht hab'. All ihr Verdruß über mich und meine armen Pflänzlein, die sie Heu nennt, kommt aus dieser heimlichen Giftquelle.“

„Warum habt Ihr Euch nit ein Weib genommen?“ fragte Margrit leise. „So immer mit der Gotte, das ist kein gutes Leben.“

„Ja, es ist auch einmal ein Mädels da gewesen, das hätt' mir wohl gefallen. Aber da hat sie just ein anderer gepfückt, das war „der Schmitter, der heißt Tod, hat Gewalt vom großen Gott“. Vor dem hab' ich zurückstehen müssen wohl oder übel. Der nimmt sich, wen er will, und fragt nicht, wie sich der andere damit abfindet. Schau, nun ist Lena fertig. Nun können die Leichen wieder einbalsamiert werden und in ihre Särge zurückgehen.“

Er schwieg, und ein sehr ruhiges Lächeln lag auf seinem Gesicht. Er mochte das alles schon lang übermunden haben. Margrit aber fragte schüchtern: „Ja, geht Ihr denn nicht mit zur Hochzeit meiner Schwester?“

Nun lachte er hell auf. „Also darum diese Auferweckung der Toten? Jetzt versteh' ich endlich! Nein, Margrit, das tu' ich nun doch nicht. Dazu ist mir in meinen Kniehosen und dem verschlossenen Lodenrock zu wohl! Du aber und Lena, Ihr könnt ruhig gehen, ich hab' nichts dagegen. Du freust dich wohl sehr, Margrit?“

„Ja, ich freu' mich,“ sagte sie aufstrahlend.

„Kommst du auch wieder zurück?“

„Wie Ihr fragt! Freilich komm' ich heim nach dem Fest.“

„Diesmal vielleicht noch. Aber bald gehst du für immer und kommst nicht wieder zurück.“

„Das kann man fast nicht ausdenken,“ sagt Margrit leise. „Mir ist, als sei ich hier daheim und müßt' immer wieder heimkommen dürfen.“

„Ja, so soll's sein, Margrit,“ sagte er herzlich.

Am Freitag vor Pfingsten machten sich Lena Firnhalter und Margrit bei grauendem Tag auf den Weg zum Schwanderhof. Sie trugen zwischen sich einen alten Reiseforb, in dem sich Margrits Einsegnungskleid, ihre Haube und seidene Schürze zusamt dem Spizenschal befanden und der Gotte Staats- und Prachtgewand, hergestellt aus dem seidnen Hochzeitskleid ihrer Mutter und von der Glaserfärberei und Margrit kunstvoll und nach neuester Mode umgearbeitet.

Für die Weltfremden war diese Reise eine große Sache, und sie waren beide abgehezt und aufgereggt, als sie ihre Wanderung antraten. Als sie erst halbwegs waren, fürchtete die Jungfer Lena, sie würden zu spät auf den Zug kommen, und fing an, sich in Trab zu setzen. Nach zehn Minuten war sie völlig außer Atem, setzte sich auf den Koffer und meinte, es habe gar keinen Sinn, weiterzugehen, sie würden den Zug bestimmt nicht mehr erreichen. Margrit brachte sie mit Bitten und Flehen wieder auf die Beine, aber schon nach einer weiteren Viertelstunde streifte sie von neuem und forderte Margrit auf, nur allein zur Hochzeit zu gehen und sie ruhig hier am Wege vor Erschöpfung sterben zu lassen. Zu Margrits Trost kam ein Bauer des Wegs, der sie kannte und mitfahren ließ. Als sie glücklich auf dem Wagen saßen, prophezeite die Gotte mit düsterer Miene ein Gewitter oder im günstigsten Fall einen achttägigen Landregen. Als man endlich an der Station angelangt war, zeigte es sich, daß man noch zwei Stunden auf den Zug warten mußte, und darüber jammerte die Gotte nun und rechnete aus, was man in dieser verlorenen Zeit noch alles hätte schaffen können.

Als der Verdruß über der Gotte törichtes Gehabe fiel von Margrit ab, als sie glücklich im Zug saßen. Der rüttelnde Takt der Räder summete Tanzweisen, die Bäume, die Wälder, die Häuser tanzten an den Fenstern vorüber, und Margrits Gedanken drehten sich auch im Tanzschritt. Gegen Mittag erreichten sie das Amtstädtchen, dem der Schwanderhof sich zugehörig rechnete, und schlugen alsbald den Weg ein, der quer durch den Wald zu dem entlegenen Gehöft führte.

Der Wald jener Gegend geht über Höhen und Tiefen und ist dunkel und unheimlich. Die Gotte, die den Weg nicht mehr recht im Gedächtnis hatte, blieb vor jedem Grenzstein stehen und erwartete von der rätselhaften Inschrift Aufschluß über die einzuschlagende Richtung. Freilich verrieten weder der schwarze bischöfliche Krummstab noch das sechszackige Hirshgeweih auf den Steinen den Weg zum „Letzten Heller“. Sie redeten eine andere Sprache, sie waren Marksteine einer versunkenen Zeit. Hier und da bezeichnet ein neuer Stein die heutige Grenze, steht pazig und breit wie ein Grenzaufseher in neuer Uniform und wird doch auch einmal seinen Rang verlieren und als ein stummes Wahrzeichen der Vergänglichkeit im Walde verwittern.

In Margrit wachten verschüttete Erinnerungen auf; sie lief die Wege wie ein Tier, ohne sich zu besinnen und ohne zu zweifeln. Ließ sich auch nicht durch die Einwürfe der Gotte heirren, die es beunruhigte, daß man alleweil so im Wald tappe und nichts vom Hofe sehe

und keinen Menschen, den man fragen könne. Eilig und schweigend stieg Margrit die letzte Höhe hinan, und je lichter die Stämme wurden, je rascher ward des Mädchens Schritt, bis es aus dem Walddunkel trat und aufatmend hinabschaute.

Unter ihr in der lieblichen Talsenkung links der Straße lag der Schwanderhof, in Matten gebettet, vom Walde beschützt, recht wie ein Kind in der Mutter Schoß. Die großen Kuppen der Schwarzwaldberge schauten auf sein strohgedecktes Dach. Fern, von jenseits des Rheins grühten die walddunklen Züge des Jura herüber. Mächtige, rundkronige Rußbäume schmückten die staubweiße Straße, die das obere Rheintal mit dem grünen Wiesental verbindet. Margrit kannte das alles, obwohl sie es lang vergessen hatte. Sie hob den Arm und deutete auf einen verwahrlosten Fahrweg, der sich vom Wald hernieder zur neuen Straße senkte, und sagte halb träumend und doch ganz sicher: „Dort ist die alte Römerstraße!“

„Wer hat das gesagt?“ fragte die Gotte, die mittlerweile auch herangekehrt war, mißtrauisch.

„Ich weiß es halt,“ sagte Margrit. „Kann's nit sagen, woher.“

„Dann glaub' ich's nicht,“ sagte die Gotte beruhigt. Margrit zuckte die Achseln. „Haltet's, wie Ihr wollt damit.“

(Fortsetzung folgt.)

Kurt Bock:

Dämmerung.

Der Wind schließt ein. Fern singt ein Kinderlied.
Hoch in den Niefen brennt das Abendrot.
Träg klatscht ein Krähenfüßelchlag ins Nid.
Unmerklich gleitet wie im Traum mein Boot.

Unmerklich gleiten wir in stillen Traum
und schleppen hinter uns ein Silberjunkteln.
Die Nacht tritt sachte aus dem Wunderbaum,
wir treiben leis — wer weiß wohin — im Dunkeln.

(Mit besonderer Genehmigung des Verfassers und des Rembrandt-Verlages Berlin, dem Buche „Gode Wind ahoi!“ von Kurt Bock entnommen.)

Rubens-Anekdoten.

In seinem 350. Geburtsfest am 28. Juni 1927.

(Nachdruck verboten.)

Als Peter Paul Rubens sich am spanischen Hofe aufhielt, ließ der spätere König von Portugal, der damalige Herzog von Braganza, den Künstler durch Vermittlung einiger vornehmer Kastilianer bitten, ihn zu besuchen. Rubens war gerade dazu bereit und machte sich mit einem glänzenden Gefolge auf den Weg. Als der Herzog, der furchtbar geizig war, dies vernahm, erschraf er gar sehr und bangte ob der hohen Kosten, die der Unterhalt dieses Gefolges verursachen würde. Er sandte deshalb einen seiner Hofkavalier an Rubens ab mit dem Auftrag, ihm zu sagen, der Herzog habe leider in wichtigen politischen Geschäften verreisen müssen und müßte deshalb auf Rubens Besuch verzichten; er ließe ihm als Entschädigung für den Aufwand der Reisekosten 50 Pistolen überreichen, um deren Annahme er ersuche. Rubens lehnte die Annahme jedoch ab und bedeutete dem Kavalier, daß er einer solchen Unterstützung nicht bedürfe. Er hätte die Absicht gehabt, zwei Wochen an des Herzogs Hof zu verweilen und führe 2000 Pistolen bei sich, mit denen er die Aufenthaltskosten habe bestreiten wollen.

Rubens wurde von der Infantin Isabella nach England geschickt, um dort die Friedensverhandlungen zu beenden. Da dies längere Zeit dauerte, richtete Rubens sich ein Atelier ein. Eines Tages, als er eben mit der künstlerischen Arbeit beginnen wollte, ließ sich ihm ein Admireur melden. Der bot ihm an, ihn in die Geheimnisse der Goldmacherei einzuweißen, wenn er die Kosten für den Laboratoriumsbau und die nötigen Materialien übernehmen wolle. Rubens hörte den Schwinbler mit Geduld an, die er sich als Politiker angewöhnt hatte, und sagte dann zu ihm, indem er ihn in sein Atelier führte: „Recht bedauere ich, daß Sie um zwanzig Jahre zu spät gekommen sind; denn seit dieser Zeit habe ich den Stein der Weisen in diesen Paletten und Pinseln gefunden.“

Dummheiten der Woche.

Kleine Bilder aus der großen Welt.

(Nachdruck verboten.)

Übergläubigkeit.

In England ist man erheblich übergläubiger als in Deutschland. Kein Mensch heiratet drüben an einem Freitag, nur ganz wenige an einem 13., und das Standesamt hat im Monat Mai

am wenigsten zu tun, denn der Engländer hält gerade diesen Monat für unglückbringend. Als daher im Jahre 1921 und auch wieder in diesem Jahre der 13. Mai auf einen Freitag fiel, hätten die Geschäftsleute am liebsten die Läden geschlossen, denn es kauften fast nur die Ausländer und die wenigen Engländer, die sich vom Aberglauben losgemacht haben. Interessant dürfte auch sein, daß kein Engländer an einem Freitag einen Gegenstand von grüner Farbe kauft, denn „auf grün folgt schwarz“ sagt man. Das nächste Jahr, in dem der 13. Mai auf einen Freitag fällt, ist übrigens 1988, die Engländer haben also noch ein wenig Zeit.

Auch eine Idee!

Vor einigen Jahren fand in London ein seltsamer Wettkampf statt zwischen einem Fußgänger und einem Reiter. Beide gingen und ritten in der Zirkusmenge des Crystal-Palace nebeneinander her. Sechs Tage lang. Der Fußgänger, ein Mann von 59 Jahren, gewann. Schon am vierten Tage war das Pferd zwar durchaus nicht müde, aber der Reiter betrat durchgefessen, daß er aufgeben mußte. Jetzt haben sich beide gegenseitig erneut herausgefordert, doch darf diesmal der Reiter zwei Pferde abwechselnd benutzen, da er fürchtet, daß ein Pferd sechs Tage Kreislauf mit den „Herben“ nicht durchhalten werde. Der Käufer, inzwischen 63 Jahre alt geworden, steht vor keiner geringen Aufgabe.

Mann über Bord.

Im Schwarzen Meer fährt ein Frachtdampfer umher, der auf den Namen „Aarl Marx“ getauft ist und dessen ganze Besatzung aus Matrosinnen besteht, also aus weiblichen Matrosen. Sie tragen Männerkleidung und benehmen sich danach. Die Kapiteuse (oder soll man Kapitänin sagen?) soll sehr zufrieden mit der Besatzung sein, die sich äußerst fleißig und geschickt benehmt. Als neulich eine Maus durch den Schraum kroch, rannte die ganze „Bemannung“ an Deck. Dabei fiel eine der Damen ins Schwarze Meer. Und was riefen die anderen?
„Mann über Bord!“

Reingefallen.

Einer der besten und bekanntesten Londoner Frauenärzte, Dr. Gunter, hat die nicht alltägliche Angewohnheit, kein Honorar zu fordern, sondern die Höhe desselben seinen Patienten zu überlassen. Fragt ihn jemand, was er schuldig sei, so sagt er: „Bestimmen Sie selbst!“ — Anscheinend hat er die Erfahrung gemacht, daß er dabei nicht schlecht fährt, denn die meisten Menschen gehen sich in solchen Fällen, zu wenig zu geben. Einmal aber geriet Dr. Gunter an die Galische, denn diese Patientin nahm seine Auforderung, die Höhe des Honorars selbst festzusetzen, ernst, drückte ihm dankbar einen Penny in die Hand und ging.

Bekanntmachung.

Die Gemeinde Gidelstätt in Schleswig-Holstein besitzt außerhalb des Dorfes eine Wiese, die zum allgemeinen Vergnügen des Vorstandes von Bewohnern des eigenen Fleckens als Abladeplatz für Urnat benutzt wird. So hat man sich denn entschlossen, ein Schild an dieser Wiese anzubringen:

„Wer sich nicht schämt, hier Urnat abzuladen, kann sich von der Gemeindevertretung eine amtliche Bescheinigung abholen, daß er ein Schmutzfaß ist.“

Die Gemeindeverwaltung soll bisher noch keine einzige Bescheinigung ausgestellt haben; diejenigen, die unentwegt weiter Schmutz abladen, wissen anscheinend auch so, was sie sind.
Eubert.

Von Roda Roda.

In Warschau. Paderewski sah in tiefem Sinnen. Pfludski tröstete ihn:
„Freund, so tief das Schlamassel ist — Frankreich hat uns Hilfe versprochen, Frankreich wird uns retten.“
Paderewski entgegnete trüb:
„Versprochen, — ja. Aber ob auch halten? Zwischen Frankreichs Versprechen und halten — den Unterschied möchte ich klavier spielen können.“

Die rumänische Regierung sieht streng darauf, daß die Reklamer in den großen Gasthöfen des Landes rumänisch verstanden. Spielt der Wirt oben „Goldene Orchester“ in Temesvar — („Timisoara“) — eine Vorladung aufs Amt: warum sein Ober, dem Elak Ar. . . entgegen, usw.
„Meine Herren, ich habe nacheinander sieben Oberkellner eingestellt, die Rumänisch verstanden. Aber sowie man höhernotis bemerkt, daß sie schreiben können, ernennet man sie zu Präfecten.“

Der Chef und die Buchhalterin — ober: Wiener Handel.
Die Depositionsbank ist uns noch 80 Schilling schuldig. Mahnen Sie die Deute!
„Bereits eingegangen.“
„Der Betrag?“
„Nein, die Bank.“

Vor Jahren hatten die Serben einen Gesandten Müllschweitzer in Paris, einen Gentleman vom Schettel bis zur Sohle.
Da rief Cambon legend:
„Der Mann trübt das Urteil Europas über den Balkan.“

Eines Tages erschienen der Grieche und der Bulgare vor dem Thron des Allerschönsten, um seine Gaben zu empfangen.

„Nun vor, Grieche,“ sprach der Herr, „und äußere deine Wünsche: Aber das sage ich dir gleich: Was du auch für dich begehrst, werde ich dem Bulgaren doppelt schenken.“

Da rief der Grieche rasch:

„Herr, stich mir ein Auge aus!“

Wieviel Sterne sind mit den Hilfsmitteln der modernen Astronomie erreichbar?

(Nachdruck verboten.)

Professor Seares, der zweite Direktor des berühmten Mount Wilson-Observatoriums in Kalifornien, hat eine Schätzung der Zahl der mit den großen modernen Instrumenten und der photographischen Platte erreichbaren Sterne unternommen. Das Resultat ergab die Anzahl von rund 890 Millionen Sternen bis zur 21. Größenklasse. Diese Sterngröße bedeutet die Grenze der Leistungsfähigkeit der heutigen Instrumente der astronomischen Wissenschaft. Schwächere Sterne vermag man nur bei bedeutender Steigerung der optischen Leistungsfähigkeit der Instrumente zu erfassen. Von den 890 Millionen Sternen sind rund vierzigmal mehr Sterne in der Milchstraße als an den Polen der Milchstraße zu finden. — Die Zahl der Nebelflecke, die uns heute zugänglich sind, schätzt Seares auf etwa 300 000.
Ha.

Der gefährliche Tintenstift.

Jedes Schreibgerät kann Verderben bringen. Der Brief, der gewöhnlich mit den Worten „zu unserm großen Bedauern“ beginnt und am Schluß die mit Tintenstift geschriebene vollkommen unleserliche, aber darum nicht minder bedeutungsvolle Unterschrift eines abbaudenden Direktors trägt, kann Existenzen vernichten.

Aber nicht die Schädigungen sollen betrachtet werden, die der Tintenstift indirekt verursacht, indem er dem Papier wichtige Entschlüsselungen mehr oder minder unvergänglich anvertraut, sondern die körperlichen Schäden, die durch Verletzungen mit dem allgemein gebrauchten Geräte entstehen können.

Der außerordentlich schwere Verlauf einer zunächst ganz harmlos erscheinenden Stichverletzung mit einem Tintenstift veranlaßte Professor Magnus in Bochum, sich mit der Gefährlichkeit dieses unentbehrlichen Werkzeugs eingehender zu beschäftigen:

Die farbgebende Substanz des Tintenstifts besteht aus Tonerde, Graphit und einem künstlich hergestellten organischen Farbstoff. Diese Farbstoffe stehen in einem verwandtschaftlichen Verhältnis zu den Bausteinen des menschlichen Körpers, den Zellen, indem sie sich an sie ketten, in sie eindringen und ihnen sowohl im lebenden wie im abgestorbenen Zustand den Stempel ihrer Farbe aufdrücken. Auf dieser Eigenschaft, besonders auf der spezifischen Empfänglichkeit einzelner Zellarten und Bestandteile für bestimmte Farbstoffe, beruht die medizinische Mikroskopie, die für die Kenntnis der Lebensvorgänge, wie auch namentlich für die Aufklärung und Bekämpfung von Krankheitsvorgängen so unendlich viel geleistet hat.

Dringt die Spitze eines Tintenstifts in den menschlichen Körper — es wird sich meist um die Hand handeln — ein, so ist stets damit zu rechnen, daß ein mehr oder minder großes Stückchen abbricht und in der Wunde zurückbleibt. Für eingedrungene Fremdkörper kennt man im allgemeinen zwei Arten des Verhaltens: Es entsteht am Ort des Eindringens eine starke Eiterung, durch die der Schädling wieder hinausbefördert wird oder die Notwendigkeit der Entfernung für den Arzt dringend nahe gelegt wird. Im anderen Falle betrachtet der Körper den Eindringling als seinen Gefangenen, er gibt ihn nicht wieder her, er läßt ihn einheilen. Der schwerste Verlauf, allgemeine Blutvergiftung, ist nur indirekt auf das Schuldkonto des eingedrungenen Fremdkörpers zu setzen, indem nicht dieser selbst, sondern die mit ihm in die Wunde gelangten Bakterien den traurigen Ausgang herbeiführen. Das Verhalten der eingedrungenen Tintenstiftspitze weicht nun von diesen Regeln durchaus ab. Auch sie bleibt am Orte des Eindringens liegen, jedoch nicht als harmloser, störungsfrei einheilender Fremdkörper, sondern als todtbringender Feind der sie im weiten Umkreise umgebenden Zellen. Der Farbstoff wird von der Gewebsflüssigkeit in Lösung gebracht und stellt in der hohen Konzentration, in der er sich in der Umgebung des Depots befindet, ein außerordentlich starkes Quellgift dar, das den örtlichen Tod der Gewebe (Nekrose) herbeiführt. Diese Gewebszerstörung geht — leider — zunächst ohne starke Schmerzen vor sich, so daß der Betroffene meist glaubt, mit einem leichten Verband der geringfügigen Verletzung mehr als genügende Beachtung geschenkt zu haben. Inzwischen schreitet aber der Gewebszerstörungs-Vorgang, der durch einen geringfügigen ärztlichen Eingriff, die sofortige Entfernung des eingedrungenen Stückchens, durchaus vermeidbar gewesen wäre, weiter fort. Dürfte auch ein so schwerer Verlauf, wie ihn Professor Magnus zu beobachten Gelegenheit hatte, der mit schwersten Allgemeinerscheinungen, monatelangem Krankenlager, Verlust des verletzten Fingers und Einschränkung der Beweglichkeit der Hand einherging, glücklicherweise zu den Ausnahmen gehören, so wänt er doch immerhin zu größter Vorsicht. Es hieße nun das Kind mit dem Bade ausschütten, wollte man auf Grund solcher Vorläufe ein so handliches und wertvolles Werkzeug wie den Tintenstift aus dem Bestand unserer Schreibgeräte verbannen.

Diese einschneidende Maßnahme käme nur für Kinder, für die er ja auch durchaus unentbehrlich in Frage. Für den erwachsenen Benutzer kann mit einer gewissen Vorsicht, wie z. B. Vermeidung des Anspiegens zu einer allzu langen feinen Spitze, oder des zu weiten Herausdrehens der Niere bei Schraubzwingen, die Verletzungsgefahr stark eingeschränkt werden. Im Falle einer Verletzung aber muß das A und O aller Krantheitsverhütung, Beachtung und sofortiges Aufsuchen sachverständiger Hilfe, in Kraft treten.

Das Wesen der Graphologie.

Ursprünglich belächelt und verspottet, erfreut sich die Graphologie heute eines Ansehens, das noch täglich wächst. Im Berufsleben und bei der Auswahl von Bewerbern um eine Stellung spielt die Graphologie eine täglich größer werdende Rolle, so daß es wohl an der Zeit ist, etwas über die Grundlagen dieser jungen Wissenschaft zu verraten.

Die Bewegungen unserer Hand und die Handstellung beim Schreiben werden zwar völlig mechanisch ausgeführt, aber doch von einem bestimmten Nervenzentrum unseres Hirns aus reguliert. Die Handstellung und das Schreiben selbst sind also zwar mechanische, aber durch das Unterbewußtsein in bestimmte Handlungen. Dieses Unterbewußtsein bestimmt auch die Form der Buchstaben, die Schreibweise (Klein oder groß, eng oder weit, bizarr oder einfach usw.), und da das Unterbewußtsein ein Teil — und ein nicht unbedeutender — unseres Gedankenlebens ist, in dem sich ja unser Charakter manifestiert, so ist die Schrift tatsächlich fähig — und tut es auch —, unseren Charakter zu spiegeln.

Wohl ist die Schrift Veränderungen ausgesetzt, die durch den jeweiligen Gemütszustand des Schreibenden, den Anlaß des Schreibens und andere Imponderabilien bestimmt wird — stets aber bleibt der Grundcharakter der Schrift sich selber gleich. Dagegen hilft auch nicht das „Stilisieren“ der Schrift, da die Bewegungen des Schreibens motorische sind, und eine stilisierte Schrift als solche einmal immer zu erkennen ist, zum andern nie in dem Maße stilisiert werden kann, daß der Grundcharakter der Schrift verwischt wird.

Durch Vergleiche zahlreicher Schriftproben ist man schließlich dahin gekommen, bestimmte Normen für bestimmte Charaktere aufstellen zu können, und man kann heute die Graphologie genau so gut studieren, wie Medizin, Jura oder eine andere Wissenschaft. Allerdings spielt bei der Graphologie die Intuition eine große Rolle. Je größer die Intuition ist, um so bessere Resultate wird man erzielen. Fast aus Unglaublichem grenzende Leistungen hat hier der Wiener Graphologe Schermann vollbracht, der es fertig bekommt, einem Menschen auf Grund seiner Handschrift seine Entwicklung und Lebensschicksale vorherzusagen.

Allerlei Wissen.

Vom Einfluß der Witterung auf das Heu. Erfolgt die Trocknung des Heues bei Sonnenschein und in warmer Luft, so ist das in den Halmen enthaltene Blattgrün noch eine Zeitslangfähig, Kohlensäure aus der Luft aufzunehmen, d. h. zu assimilieren, wodurch die Nährstoffe im Heu vermehrt werden, während der Nährstoffgehalt etwas vermindert wird, wenn sich die Trocknung bei kühlem, sonnenlosem Wetter verzögert, weil in diesem Fall nur mehr eine schwache Kohlensäureaufnahme bzw. Blattgrünbildung stattfindet. Am schlimmsten ist es jedoch, wenn das Heu „verregnet“ wird, denn nun unterbleibt jede Kohlensäureassimilation, während gleichzeitig durch die sie zerkleinernden Eiweißstoffe Teile des Heues in Fäulnis übergehen können und auf diese Weise wertvolle Nährsubstanzen — besonders Zucker — verloren gehen. Zuckerarmes Heu ist aber bekanntlich ein sehr unerwünschtes Viehfutter.

Die Gewalt des fallenden Wassers. Ein Amerikaner ging in Wien mit einem Athleten eine Wette ein dahin, daß letzterer das Herabfallen einer Pinte (0,568 Liter) Wasser Tropfen um Tropfen aus einer Höhe von bloß drei Fuß auf die gleiche Stelle seiner Hand nicht aushalten könnte. Der Athlet hatte eine kolossale Hand und eine Haut fast so fest und zähe wie Sohlenleder. Nachdem aber 300 Tropfen gefallen waren, änderte er seine Meinung, und beim vierhundertzwanzigsten Tropfen gab er die Wette auf und erklärte, er könnte die Qual nicht länger aushalten.

Fröhliche Ecke.

Das Geschenk. Am Tage vor meinem zwanzigsten Wiegenfest sagte Großpapa zu mir: „Du hast morgen Geburtstag, nicht wahr? So werd' ich dir meine silberne Zigarettendose schenken. Ich rauch' ohnedies nicht mehr.“ — „Welche Dose, Großpapa?“ — „Stauete ich.“ — „No, die schöne, silberne, mit dem Hirschen drauf!“ — „Ach! du meinst wohl diese?“ — „Lachte ich und zog die Dose aus der Tasche.“ — „Die hast du mir schon im Vorjahr zum Geburtstag geschenkt, Großpapa!“ — „Großpapa versank in Sinnen.“ — „Nacht nichts!“, meinte er schließlich, „so schenk' ich sie eben noch einmal!“ (Fliegende Blätter)

Räthlg. „Wie kannst du ein altes Huhn von einem junger unterscheiden?“

„Durch die Zähne.“

„Wie einfällig. Ein Huhn hat doch keine Zähne.“

„Aber ich.“

(Answers)

Lohnt es sich noch? „Baby macht sich sehr gut. Es wird bald anfangen, laufen zu lernen.“ — „Wozu die Mühe — wer geht denn heutzutage noch?“

Zum Kopferbrechen.



Silbenrätsel:

Aus den Silben:

a — be — ber — ber — cä — de — dech — del — du — e — e
ei — el — en — fe — gel — gud — hard — hie — hum — in — kus
— land — mel — na — ne — ni — on — or — punk — ri — rhein —
ro — run — sar — se — ster — ta — tau — ter — ti — ti — ur —
zem — zi — zir

bilde man 18 Wörter von nachstehender Bedeutung, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Zitat aus Schillers „Maria Stuart“ ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. Sagengestalt, 2. männl. Vornamen, 3. Insekt, 4. Musikinstrument, 5. Wagneroper, 6. römischen Feldherrn, 7. fühlbare Strafe, 8. Göttin, 9. Monat, 10. Tier, 11. Provinz, 12. Wandtheater, 13. Vogel, 14. Zeichenzeichnung, 15. heiliges Sakrament, 16. irdenes Gefäß, 17. Nähergerät, 18. Fluß in Spanien.

Rätsel.

Jeder weiß, es war vordem
Strümpfstricken unbequem;
Jedes „Wort“ bracht' fleiß'ge Hand
Stets sehr langsam nur zustand.

Heute geht es anders her:
Nur dem „Wort“ zwei Zeichen mehr,
Und von selbst dann wächst der Strumpf,
Denn das „neue Wort“ ist Trumpf!

Opern-Rätsel.

„Die Zauberflöte“
„Der Postillon von Conjean“
„Die diebische Elster“
„Eugen Onegin“
„Jampa“
„Fra Diavolo“

Zu vorgenannten Opern sind die Komponisten zu suchen; die Anfangsbuchstaben der gefundenen Namen nennen eine Oper von R. O.

Auflösungen.

Kreuzworträtsel: Wa g e r e c h t: 1. Ufo, 4. Sou, 7. Adler, 9. Kirche, 10. Messe, 11. Asten, 12. Jodel, 15. Kachan, 17. Nogen, 20. Cherub, 21. Katte, 22. Glaze, 24. Ehol, 25. Cleve, 26. Alt, 27. Arm; **l e n k r e c h t:** 2. Sachsen, 3. Ode, 4. Sem, 5. Oregon, 6. Lins, 8. Otten, 11. Aurich, 12. Kabob, 13. Feder, 14. Rinde, 16. Nette, 17. Kungel, 18. Natter, 19. Stier, 23. Ost, 24. Goa.

Verstehebeaufgabe: Neuntöter — Kohlmeise.

Zahlrätsel: Hans Schomburgk, Brittaforischer, Josea, Adoff, Niger, Sinai, Spul, China, Dlaf, Moskito, Bohrer, Uranus, Kettich, Gerste, Kupfer.

Verantwortlich: Hauptkchriftleiter Robert Stryka, Wagnak